

# Unterhaltungsblatt

## „Augsburger Postzeitung“.

№ 94.

Freitag, den 13. November

1896.

Für die Redaction verantwortlich: Dr. Theodor Müller in Augsburg.  
Druck und Verlag des Literarischen Instituts von Haas & Grabherr in Augsburg (Vorbesitzer Dr. Max Guttler).

### Im fremden Lande!

Erzählung von C. Dorges.

(Fortsetzung.)

„Wahrlich, Lieutenant Alkenbed muß sich geschmeihelt fühlen“, scherzte Herr Wilmer, denn so wenig man in gesellschaftlichen Kreisen auch davon wußte, hatte Comtesse Alice die Hand eines Grafen ausgeschlagen und die eines armen aber braven jungen Offiziers angenommen. „Ich bin doch gespannt, was Sibylla mir prophezeit! Fräulein Rosalie, wollen Sie Ihre Zukunft nicht ebenfalls gern enthüllt sehen?“

Das junge Mädchen hätte allzu gern sich dieses harmlose Vergnügen gemacht, doch ihre Börse war leer. Comtesse Alice schien diese Gedanken zu errathen, denn unbemerkt ließ sie ein Geldstück in die Hand der Zigeunerin gleiten und rief scherzend:

„Natürlich will sie das gern. Ihr kennt nun beide mein Loos; da ist es nur recht und billig, daß ich das Euere erfahre; Ihr seid mir das schuldig.“

Die Zigeunerin nahm die Hand des jungen Mädchens und prüfte sinnend die zahllosen Nadelstiche, die stumme und doch so beredte Zeugen ihrer täglichen Beschäftigung waren.

„Jedes Menschenleben birgt bittere und frohe Stunden“, sagte sie dann langsam. „Sie haben früh in Ihrem Leben die Bitterkeit des Lebens gekostet, aber es kommt bald eine Veränderung. Ehe der Vollmond am Himmel steht, haben Sie Ihr jetziges Heim verlassen. Sie durchleben vielleicht noch einige schwere Stunden, aber dann leben Sie glücklich in einem besseren Lande.“

Rosalien's Glieder bebten; ein eisiger Schauer durchlief ihre zarte Gestalt. Sie war kaum zwanzig Jahre alt, und so wenig Freude ihr das Leben auch gebracht hatte, schauderte sie doch vor dem Tode zurück.

„Werde ich denn bald sterben?“ fragte sie daher bebend.

„Durchaus nicht“, gab die Zigeunerin lächelnd zurück. „Im Gegentheil, Sie haben ein langes Leben vor sich und werden sich über das Glück Ihrer Kinder und Kindeskinde freuen. Sie stehen aber am Wendepunkt Ihres Lebens, und — beachten Sie wohl meine Worte — das Glück kommt Ihnen zu einer Zeit, in der die Rosen am Weihnachtsfeste blühen.“

Keiner der drei Zuhörer sprach ein Wort; der Ernst der Zigeunerin schien sie im Banne zu halten.

„Sobald die Rosen am Weihnachtsfeste blühen,

geht der Stern Ihres Glückes und Ihrer Liebe auf“, fuhr die Zigeunerin ernsthaft, aber leise fort. „Sie werden nicht den ersten Mann heirathen, der um Ihre Hand bittet, auch nicht den zweiten oder dritten, aber Sie werden die Gattin eines guten, edlen Mannes sein, ehe ein Jahr vergangen ist.“

Dann, ohne Gruß, ohne Abschiedswort, wandte sich die Zigeunerin um und stieg eilig den Hügel hinab.

Schweigend standen die Drei beisammen, Keiner wagte die Stille zu unterbrechen. Endlich begann Comtesse Alice:

„Roland — Fräulein Rosalie! Warum spricht denn Niemand? Ich fühle mich fast verzaubert — ganz wie in einem Märchenlande — ich kann mich gar nicht in die Wirklichkeit zurückfinden.“

„Na, Alice“, lächelte der Vetter, „es war doch nur das Geschwätz einer Zigeunerin, wie kann Dich das also alteriren?“

„Aber ich verstand sie gar nicht“, beharrte die Comtesse, „Fräulein Rosalie, was denken Sie davon?“

„Ich bin ganz verwirrt und weiß gar nicht, was gemeint ist“, stammelte das junge Mädchen.

„Sie machte eine Ausnahme von allen Zigeunerinnen“, bemerkte Herr Wilmer ernst. „Gewöhnlich sind die Prophezeihungen sehr allgemein, besonders in Betreff der Zeit; aber diese bestimmte den Zeitpunkt der Veränderungen ganz genau. Ehe der Vollmond am Himmel steht — also schon in acht Tagen — werden Sie Ihr jetziges Heim verlassen.“

„Meinte sie auch nicht den Tod?“ fragte Rosalie noch immer bebend.

„Sie werden sich verheirathen“, lächelte Comtesse Alice, „und zwar vor Jahresfrist. Aber so lange brauchen Sie nicht zu warten, um glücklich zu werden. Ihr Glück beginnt um die Weihnachtszeit, also in sechs Monaten.“

Die kleine Gruppe hatte so viel Interesse für das kleine Abenteuer, daß Niemand bemerkte hatte, wie flüchtig die Zeit dahingeeilt war. Rosalie hatte vollständig die ihr aufgetragenen Pflichten vergessen und gar nicht daran gedacht, dem Hausmädchen zur Bereitung des Abendessens behilflich zu sein. Emilie war auch so fleißig und geschickt und hatte sich im Stillen gefreut, daß die arme Waise auf kurze Stunden die drückende Noth des täglichen Lebens vergessen hatte, und daher die Arbeit gern allein gethan.

Als nun nach geraumer Zeit das Trio den Hügel

langsam hinabstieg, richteten sich elf Augenpaare theils zürnend, theils verwundert auf die kleine Gruppe. Rosalie erblickte, denn sie wußte, daß die Tante die Schale des Jornes bald genug über sie ergießen würde. Schwetgend setzte sie sich auf ihren Platz am Ende der Tafel. Herr Wilmer führte Georgine auf ihren Platz, und Lieutenant Lilienbeck nahm seine reizende Braut jetzt für sich in Anspruch.

Kaum nach beendeter Mahlzeit gab Emilie der noch immer zitternden Rosalie einen Wink und flüsterte ihr zu, sofort mit ihr auf Wunsch der Herrin den Heimweg anzutreten. Sie kannte Frau von Bornfeld genau und wußte eine Begegnung mit ihr zu vermeiden, wenn diese ungerecht war.

„Sie sehen ganz müde und erschöpft aus, Fräulein Rosalie“, sagte sie, als sie heimgekehrt waren. „An Ihrer Stelle würde ich mich zu Bette legen, denn nach einer solchen Festlichkeit kehren die Damen gewöhnlich in der schlechtesten Laune zurück, und wenn Sie in Ihrem eigenen Zimmer sind, so entgehen Sie vielem Ungemach.“

II.

Rosalie erwachte am nächsten Morgen mit dem bangen Gefühl kommenden Unheils. Sie erinnerte sich an alle Einzelheiten des vorhergehenden Tages, die freundliche Begegnung mit Comtesse Alice, die Prophezeiung der Zigeunerin, dann den finsternen Blick der zürnenden Tante, und bei diesem letzten Gedanken färbte jähes Roth ihre bleichen Wangen. Ein leises Klopfen an der Thür erschreckte sie aus ihren Träumereien, dann trat Emilie ein mit dem Frühstück in einer Hand und einem Brief in der andern.

„Es wird noch Stunden lang dauern, ehe die Damen heute zum Frühstück erscheinen werden“, begann sie gutmüthig, „daher beeilen Sie sich gar nicht, Fräulein Rosa. Hier, eine Tasse heißen Kaffees thut Ihnen gut, dabei können Sie in Ruhe Ihren Brief lesen.“

Erkaut, neugierig öffnete Rosalie das Schreiben. Sie hatte in dem letzten Jahre, seitdem sie im Hause ihrer Tante weilte, noch keinen Brief erhalten, daher auch keine Ahnung, wer der Schreiber desselben sein könne. Sie sah zuerst nach der Unterschrift, aber der Name „J. Hollmann“ war ihr gänzlich fremd, auch hatte sie denselben weder von der Tante noch den Cousinen gehört. Schnell überflog sie die wenigen Zeilen. Sie lauteten:

„Geehrtes Fräulein! Ein alter Freund und ein langjähriger Klient von mir wünscht Näheres über Ihr Leben und Ihre Verhältnisse zu hören. Wenn Sie im Hause Ihrer Tante glücklich und zufrieden sind, dort Kindesrechte genießen, so bleiben Sie ruhig dort. Wenn es aber wahr ist — wie ich es gehört habe — daß Sie beabsichtigen, Ihr jetziges Heim zu verlassen, um eine Stellung anzunehmen, so kann ich Ihnen dazu verhelfen. Sie treffen mich in den Vormittagsstunden zwischen elf und zwölf Uhr. Ergebenst J. Hollmann.“

Die Adresse des Schreibers war oben auf dem Briefbogen angegeben, und Rosalie ersah daraus, daß Herr Hollmann Rechtsanwalt und Notar war. Der Entschluß stand in ihr fest, sobald als möglich zu ihm zu gehen, denn obgleich Frau von Bornfeld der armen Witwe niemals den Vorwurf ersparte, sie sei ihr eine Last im Hause, that sie doch keinen Schritt, eine anderweitige Stellung für die Nichte zu verschaffen. Von

dem Briefe des Notars wollte sie nicht eher ein Wort erwähnen, als bis sie mit ihm eine Unterredung gehabt hatte.

Um zehn Uhr ging sie in das Frühstückszimmer, aber die Damen waren noch nicht erschienen.

„Frau von Bornfeld erwartet Sie in einer halben Stunde“, berichtete Emilie, die mit dieser Botschaft an Rosalie beauftragt war. „Stärken Sie sich aber vorher, hier bringe ich Ihnen ein gutes Frühstück, denn Sie werden Ihren ganzen Muth bedürfen. Ihre Tante hat gewiß schlechte Nachrichten oder irgend einen Aerger gehabt, denn ich habe sie noch niemals so aufgebracht und erregt gesehen.“

Das war allerdings keine verlockende Aussicht für die arme Nichte, aber mit dem Brief des Notars in der Tasche fürchtete sie das drohende Ungewitter nicht. Herr Hollmann hatte ihr die Aussicht auf eine andere Stellung eröffnet, was lag also daran, ob die Tante in den letzten Tagen ungehaltener wie gewöhnlich war? Hatte sie doch hier im Hause nichts anderes als die Stellung eines modernen Aschenbrödelz eingenommen, das gerade so wie ihr Original im Märchenbuche von der bösen Stiefmutter und von den älteren Schwestern, hier von der hartherzigen Tante und von den Cousinen, tyrannisiert wurde. In ihrem einsamen, freudeleeren Leben mußte sie stets bemüht sein, den vielen Anforderungen zu genügen, die an sie gestellt wurden. Doch mit dem Briefe in der Tasche hob sich ihr Muth wesentlich, und als sie jetzt in das Zimmer ihrer Tante gerufen wurde, zitterte ihr kein Glied, keine Wimper zuckte, furchtlos und unerschrocken trat sie ein.

„Emilie sagte mir, Du wolltest mich sprechen, Tante.“

„Ja!“ rief die Angeredete erzürnt, „ich möchte doch wissen, welche Entschuldigung Du für Dein unverzeihliches Benehmen hervorzubringen hast! O, stelle Dich nur nicht wie die heilige Unschuld an! Du weißt ebenso gut, wie ich und wie wir Alle es wissen, daß Herr Wilmer gestern beim Feste Deiner Cousine seine Hand angeboten haben würde, wenn Du mit Deinem schändlichen Betragen nicht fortwährend die Liebenden getrennt hättest!“

Burgurgluth bedeckte bei diesen verlegenden Worten die Wangen Rosalies, dann wurde sie so bleich wie Marmor.

„Du irrst, Tante“, sagte sie aber unerschrocken, „ich habe keineswegs versucht, Herrn Wilmer und Georgine zu trennen.“

„Ha, ha! Leugnest Du auch, daß Du den ganzen Nachmittag es verstanden hast, den jungen Herrn an Deine Seite zu fesseln? Alle meine Gäste machten diese Bemerkung, und man sprach über Dein unschändliches Betragen.“

„Comtesse Alice nahm sich meiner so freundlich an. Es war doch nicht meine Schuld, daß Herr Wilmer sich uns angeschlossen?“

„Es war vom Anfang bis zum Ende Deine Schuld“, brauste jetzt die Tante auf, die ihren Jorn nicht länger beherrschen konnte, „und ich sage Dir, ein solches Benehmen dulde ich nicht länger, oder Du mußt unser Haus verlassen.“

Rosalie sah die erregte Tante furchtlos an, aber um ihren Jorn nicht noch weiter hervorzurufen, antwortete sie nicht. Aber gerade dieses Schweigen brachte den Unmuth der erzürnten Frau noch mehr hervor.

„Steh doch nicht wie eine Bildsäule da“, rief sie heftig aus, „kannst Du nicht antworten?“

„Ich weiß gar nicht, was ich sagen soll.“

„Ich will nicht hart und ungerecht gegen Dich sein“, lenkte Frau von Dornfeld jetzt ruhiger werdend ein, „denn Du bist meine Nichte, und ich habe Dich aus Warmherzigkeit in meinem Hause aufgenommen. Aber das Glück meiner Kinder darf durch Deine List oder Bosheit nicht zerstückt werden — hörst Du wohl, das dulde ich nicht! Wenn Du ein Glied unserer Familie bleiben willst, so mußt Du mir das feste Versprechen geben, niemals Comtesse Alice oder ihren Vetter, Herrn Wilmer, wiederzusehen.“

„Comtesse Alice hat mich aber gebeten, sie zu besuchen; ich darf jeden Sonntag zu ihr kommen und —“

„Schweig!“ unterbrach die Tante wieder heftig werdend, „Du bist für Comtesse Alice durchaus keine passende Gesellschaftin. Nun, ich gebe Dir bis morgen Bedenkzeit; wenn Du mir in vierundzwanzig Stunden nicht das gewünschte Versprechen gibst — dann fort aus meinem Hause!“

Frau von Dornfeld hatte guten Grund, dem armen gequälten Mädchen diese kurze Gnadenfrist zu gestatten, denn Comtesse Alice und Herr Wilmer waren auf einige Tage verreist, Rosalie konnte also nicht zu ihnen, dann war sie auch im Hause so sehr nützlich, sogar unentbehrlich, denn keine bezahlte Näherin hätte so fleißig vom Morgen bis zum Abend bei der Arbeit gesessen, wie die arme Nichte es that.

Rosalie war wieder in ihrem ärmlichen Mansardenstübchen. Sie nahm ihren Hut und Mantel, und ohne Jemandem ein Wort zu sagen, verließ sie unbemerkt das Haus. Ihr Entschluß war gefaßt; sie wollte noch heute Herrn Hollmann aufsuchen und irgend eine Stelle annehmen, die er ihr bieten würde, sei dieselbe auch noch so niedrig und gering, selbst als Kinder- oder Hausmädchen würde sie sich glücklicher fühlen, wie bei der Tante, denn das Brod, nur aus Mitleid und Barmherzigkeit gereicht, war doch zu bitter.

Es war ein weiter Weg, den Rosalie zurückzulegen hatte, dazu brannte die Sonne heiß und erschwerte den Gang bedeutend. Mit einem Wagen würde sie in kurzer Zeit ihr Ziel erreicht haben, aber daran war nicht zu denken, sie hatte ja keinen Pfennig in ihrer Tasche und mußte zu Fuß tapfer weiterschreiten.

Endlich war die Wohnung des Notars erreicht. Rosalie wurde augenscheinlich erwartet, denn ein Commis führte sie sofort in das Privatzimmer seines Chefs. Herr Hollmann war ein ällicher Herr, sein Haar ergraute bereits, aber seine Züge waren wohlwollend und Vertrauen erweckend.

„Sie sind Rosalie von Dornfeld?“ begrüßte er sie fragend und schob einen bequemen Sessel für seinen neuen Schützling herbei, „und die einzige Tochter des Obersten von Dornfeld und seiner Gattin Annette, geb. Groben?“

Das junge Mädchen nickte bejahend; sie war von dem weiten, ungewohnten Wege so erschöpft, daß sie kaum ein Wort hervorbringen konnte.

„Sie sehen Ihrer Mutter sehr ähnlich“, fuhr der alte Herr freundlich fort, „hoffentlich ist Ihr Loos ein glücklicheres, wie das der so früh Entschlafenen.“

Thränen traten in Rosaliens Augen; sie hatte die Mutter so früh verloren, daß sie sich ihrer gar nicht er-

innerte, und noch nie einen Menschen gefunden, der dieselbe gekannt hatte.

„Haben Sie meine Mutter gekannt?“ fragte sie daher schüchtern.

„Ja, ich kannte sie, und ich bemitleidete sie. Doch lassen Sie uns jetzt von Geschäftssachen sprechen — ich hatte kürzlich von einem meiner Klienten einen Brief, der nur in Ihrem Interesse geschrieben war.“

„Aber ich habe gar keine Freunde, die sich für mich interessieren, und Niemand nimmt Antheil an meinem Geschick, außer Fräulein Wald, meine frühere Pensionsvorsteherin.“

„Ich war vor etnigen Tagen bei ihr“, wandte der Notar ein, „sie gab mir die Versicherung, daß Sie jeden Gedanken aufgegeben hätten, eine andere Stellung anzunehmen. Sie hätte sich selbst bei Ihrer Tante erkundigt, und diese habe gesagt, Sie seien sehr glücklich und zufrieden und dächten an gar keine Veränderung.“

„Wie konnte und durfte meine Tante das sagen?“ flüsterie Rosalie.

„Nun, ich muß gestehen, Sie machen mir gerade nicht den Eindruck, als ob Sie ein „sehr glückliches Leben“ führten“, lächelte der Anwalt, „aber Fräulein Wald glaubt es bestimmt.“

„Meine Tante will mich morgen fortschicken, wenn ich nicht das Versprechen gebe, niemals —“, sie hielt zögernd inne.

„Niemals Ihren Geliebten wiederzusehen“, ergänzte der Notar mit überlegener Miene.

„Nein, ich habe gar keinen. Sie verbot mir, eine Dame wiederzusehen, die sich meiner liebevoll angenommen hatte. Aber meine Tante hält es schon für ein Verbrechen, wenn ich eine Freundin habe; sie will mich morgen fortschicken oder ich muß das gewünschte Versprechen geben.“

„Wohin sollen Sie denn geschickt werden?“

„Ich habe davon keine Ahnung.“

„Im, das scheint mir doch eine fürsorgliche Tante zu sein“, spottete der alte Herr satirisch. „Nun, ein Punkt ist mir ganz klar. Es ist der Wunsch meines Klienten, Ihnen nichts zu sagen, wenn Sie glücklich in Ihrem Heim sind; aber nach dem, was ich soeben von Ihnen gehört habe, darf ich ganz offen und frei mit Ihnen reden.“

„Bitte, thun Sie das, Herr Hollmann. Ich will mich gewiß bemühen, meine Pflichten zu erfüllen, wenn Sie mir zu einer anderen Stellung verhelfen.“

Der Notar sah das junge Mädchen prüfend an, dann nickte er befreit.

„Das glaube ich Ihnen“, sagte er kaum hörbar. Langsam nahm er einige Briefe aus seinem Schreibtisch, las sie schweigend durch und wandte sich wieder seinem Schützling zu.

„Ich habe Robert Sambrecht schon als Kind gekannt; wir waren Schulkameraden; später trat er mit mir in Geschäfte meines Vaters ein“, erzählte sinnend der Notar, leise wie im Selbstgespräch. „Ich weiß nicht mehr, warum er plötzlich auswanderte. Vielleicht war es Ehrgeiz, und er strebte nach Reichthum. Das war vor ungefähr fünfundzwanzig Jahren oder auch länger. Ob er ein Millionär geworden ist, weiß ich nicht, jedenfalls lebt er aber in glänzenden Verhältnissen. Wir stehen noch immer miteinander in geschäftlicher Verbind-

nung, und ich habe keinen Klienten, den ich höher achte als Robert Lambrecht."

Rosalie hatte den Worten des Notars aufmerksam gelauscht; der Name Lambrecht war ihr vollständig fremd, und sie wunderte sich im Stillen, in welcher Verbindung dieser Mann mit ihrem Schicksale stehen könne. Der alte Herr fuhr nach einer kurzen Pause sinnend fort:

"Vor einiger Zeit bekam ich einen Brief von ihm; er erkundigte sich nach Ihnen. Diesem Schreiben folgte ein zweites und ein drittes, und schließlich läßt er Ihnen durch mich den Vorschlag machen, falls Sie bei Ihren Verwandten nicht glücklich sind, bei ihm die Leitung seines Hauses zu übernehmen. Er bietet Ihnen ein behagliches Leben und ein jährliches Gehalt von tausend Mark."

Rosalie sah ganz erstaunt, fast erschrocken auf.

"Ich verstehe gar nichts von der Haushaltung", gestand sie kleinlaut, "aber gewiß — ich würde mir die größte Mühe geben."

"Nun, wenn Sie auch die perfekteste Hausfrau wären, so würde Ihnen dort drüben Ihre Kunst gar wenig nützen. Es ist eben dort eine ganz andere Lebensweise, die Sie sich mit Leichtigkeit und gutem Willen bald aneignen werden. Herr Lambrecht muß auch bedenken, daß ein junges Mädchen von kaum zwanzig Jahren nicht viel Erfahrung haben kann."

"Wie kam es nur, daß er an mich dachte?" fragte Rosalie verwundert.

"Hm!" machte der Notar nachdenklich, dann erwiderte er langsam: "Ich glaube zwar nicht, daß ich Ihnen die Geschichte erzählen soll, aber es ist doch besser, wenn Sie die einfache, ungeschminkte Wahrheit wissen. Ihre Mutter, Annette Groben, war ein ungemein liebliches Kind, als sie im Alter von kaum vierzehn Jahren plötzlich beide Eltern verlor und ganz allein — leider mittellos — in der Welt zurückblieb. Noch sehe ich sie vor mir stehen in ihrer aufkloppenden Schönheit und dem entzückenden Hauch der Jugend und Anmuth. Die dunkeln Augen lagen halb verdeckt unter langen, kohlschwarzen Wimpern, und das üppige, krause Haar bildete einen prächtigen Rahmen für das Oval des rötigen Gesichtchens. Nun, genug davon. Sie stand allein in der Welt, freudlos und schutzlos. Da nahmen sich Robert Lambrechts Eltern der verlassenen Waise an und hegten sie wie ihr liebstes Kleinod. Kein Wunder, daß die sorgsam Pflegeeltern diese zarte Menschenknospe für ihren einzigen Sohn Robert erblühen sehen wollten, besonders da das Herz des bereits gereiften Jünglings nur für die liebliche Annette schlug. Aber, ach, kein Glück ist vollkommen hier auf Erden, Annette weigerte sich entschieden zu dieser Verbindung und war eines Tages aus dem Hause ihrer Pflegeeltern entschwunden. Robert's Herz war gebrochen; aber bald raffte er seinen Mannesmuth auf, fand ein anderes Mädchen, heirathete bald und wanderte aus. Annettes Loos war weniger glücklich gewesen; früh genug erkannte sie ihr Unrecht, kehrte zurück zu ihren Pflegeeltern zurück und erkannte jetzt, leider zu spät, daß sie dennoch den Pflegebruder geliebt hatte. Nach einigen Jahren heirathete sie den Oberst von Bornfeld, aber sie wellte sich nicht dahin, und bald nach der Geburt ihres einzigen Töchterchens erlöste sie der Tod von einem Dasein, das ihr zur Last geworden war."

Rosalie seufzte. "Ah, jetzt verstehe ich", sagte sie

leise, "Herr Lambrecht liebte meine Mutter, und um ihrer willen will er sich meiner annehmen."

"So ist's", nickte der Notar. "Aber er betrachtet die ganze Familie von Bornfeld wie seine natürlichen Feinde, weil der Oberst es nicht verstanden hat, seine junge Frau glücklich zu machen. Daher wünschte er auch, daß Sie nicht mit den Verwandten Ihres Vaters in näherer Beziehung bleiben, wenn Sie seine Hausgenossin werden wollen." (Fortsetzung folgt.)

### Auf die Hauspitze.

[Nachdruck verboten.]

Gg. F. Die Mode ist tyrannisch, und die Zeit stellt immer höhere Anforderungen an die Gebildeten und an die Ungebildeten, ohne ihre individuellen Verhältnisse, besonders den Geldbeutel, zu berücksichtigen. Als wir Kinder waren, ist es noch keinem Menschen eingefallen, sich auf der Hallspitze oder am Wagmann das Genick brechen zu lassen, und vor 30, 40 Jahren zogen nur sehr vereinzelt und nur ganz wohlsituirte Familien auf ein paar Wochen hinaus nach Tegernsee oder Schliersee. Heute geht man, ob arm, ob reich, ob gesund, ob krank, ob mit Vergnügen oder ohne Vergnügen aufs Land, denn heute ist, um uns volksthümlich auszudrücken, Land: Trumpf, es ist Mode geworden. Aber auch das "wohin" ist nicht einerlei, auch darin gibt's Moden. Ist ein gutes Wirthshaus auf einem Platz entstanden, oder sonst etwas Unvorhergesehenes, Ungeahntes passiert, so drängt der Fremdenzug dorthin. Im Allgemeinen kann man in Folge dessen sagen, daß jetzt Tirol mehr zieht, wie unsere bayerischen Gebirgsorte. Allerdings hat der Tiroler viel Eile und Routine, mit Fremden umzugehen, sind dort Reinlichkeit und Comfort in den Wirthshäusern (natürlich im Allgemeinen gesprochen, Ausnahmen gibts überall, hüben und drüben) wenigstens an den Touristenstraßen weit überlegen manch' andern Gebirgsländern, und mancher außertiroliche Wirth dürfte dort hingehen, um zu sehen und zu hören. Schon der natürlich frische Anstand der einfach und propre gekleideten Wirthin und Kellnerin, wie der appetitlich zubereitete, mit allen nothwendigen Utensilien ausgerüstete Mittagstisch, das saubere Tischtuch, die frisch gewaschene Serviette, das reinlich gehaltene Salzgefäß, dies alles würde schon manchem Wirthshaus, manchem Nachbarn zum Muster dienen können.

Und so ist Tirol auch viel umworben, aber auch dort — die Mode. Heuer war besonders das Kaiserthal modern, und es ist daher verzeihlich, wenn auch wir uns wenigstens einen oberflächlichen Ueberblick verschaffen wollen über diesen neuen touristischen Sportplatz, und von oben hineinschauen in jene modern alpinistische Wirthschaft. Wenn wir auch nicht beabsichtigen, 40 Stunden im Schnee zu sitzen, wie jener arme Schneider um Todtenkirchl, oder einen salto mortale zu machen von der Hallspitze nach St. Johann hinunter, oder andere Thorheiten der Herren "Thoristen" zu unternehmen, so müssen wir doch die Hauspitze wenigstens von der Nordseite "nehmen", da sie auf der Südseite leichter, d. h. "blamabler", zu ersteigen ist und wir doch auch etwas Ruhmwürdiges leisten wollen. Man möchte sonst, unwissend, wie man ist, wenn man auf den Bahnhöfen und in den Zügen so viele Herren mit Steigeisen und Eispickel begegnet, allerdings immer fragen: "Fehlt Ihnen etwas?" Allein die armen Patienten würden ihren Zustand mit nichten erkennen. Heute wollen

aber auch wir einmal, wenn auch ohne kühne Ausrüstung, die Sache näher besehen.

Wir verlassen in Lieferfelden, der letzten Station vor Ruffstein, den Zug. Die Ueberfahr ist bald erreicht und ebenso jenseits des Jnns die sogen. Gallas-Schanze, von der aus etwas östlich der Steig zur Vorderkaiserfellenalpe empor führt. — Es ist früh Morgens, und „der Vergluth“ weht uns frisch entgegen. Thau liegt allenthalben auf Gras und Feldern, und das Kaisergebirge steht noch voll und ganz im Schatten, während drüben die westlich gelegenen Spizen und Bergtriften bereits in den goldenen Strahlen der Morgen Sonne schwimmen; die alte Feste Geroldsee leuchtet im Frühroth herüber und der Thierberg mit seinem kleinen Kirchlein von waldbiger Höhe — es ist ein herrlicher Morgen, und balsamische, stärkende Düste und Lüfte von den nahen Tannen her umwehen uns. Es geht frisch voran.

Tannen, Birken, Buchen,  
Schatten, Vogelstang,  
Thau auf Gras und Blumen,  
Klosterglockenklang,  
Näher auf den Felbern,  
Zucker, Hüterbu —  
Alles winkt uns freudig  
„Guten Morgen“ zu.

Hier ist der Platz, wo wir unser Befremden und unser Bedauern ausdrücken möchten darüber, daß so viele Sommergäste auf dem Lande die schönste Zeit, die erfrischendsten Stunden des Tages, den Morgen mit all seiner Pracht und seinen heilkräftigen Wirkungen nicht kennen, weil sie nicht aufstehen wollen und die dumpfen Bauernstuben und die oft noch dazu sehr schlechten Betten all dieser Schönheit vorziehen. Und wie weit sind wir schon gekommen und welch' erfrischende Morgentlüfte haben wir schon eingeathmet, während jene noch unter den schweren Federbetten stöhnen. Begleitet von einer Bäuerin im Arbeitsanzug, nämlich in großen, weiten Hosen, die die Mägde dort zu Land über ihre Röcke zur Feld- und Stallarbeit anlegen, biegen wir beim Haberbauer von der Straße ab und nähern uns dem Berg, den wir trotz einiger Bedenken wohl zu bezwingen hoffen, „wenn amal a'n j'be Ruach aufkimm't“, wie uns ein Holzknecht beruhigend tröstete. Gleich am Fuß des Berges treten wir in Wald ein und steigen auf schmalen Zickzackweg steil empor, bald durch Tannen und Buchenholz, bald eine Wand umgehend oder eine ausgetrocknete Wasserriese querend, hier an Alpenrosen vorüber, dort über Steinstufen und Holztreppen empor, immer aber den kühlen Wald zur Seite, durch dessen Gänge hindurch man stets weiter und weiter hinaus in's Land blicken kann auf die fernen Berge, die weißen Dörfer, den glänzenden Jnnstrom, manchmal prächtig abgeschlossene Bilder, von grünem Laube umrahmt. Um uns aber tiefe Stille; nur hie und da das Geträusch eines aufgeschreckten Hähers, das Picken eines Spechts am hohen Stamme. Weithin hallt unser Bergstock auf felsigem Grund, und aus ferner Tiefe herauf erschallt das Glöcklein von Ebbs: es ruft zum Gottesdienst.

Der Pfad wird immer steiler, die Durchsichten aus dem Laub- und Nadelwerk immer umfassender, die Felspartien immer schroffer, die Gräben immer tiefer, die Windungen um die Steinregel immer enger, die Abstürze am Steig immer jäher — es ist ein beschwerlicher zwar, doch fast nicht gefährlicher Weg, von dem wir aber immerhin behaupten möchten, man muß schon einige Vorübungen im Bergsteigen gemacht haben, um hier „einzusetzen“.

Wenn wir den einundeinhalbstündigen Marsch zurückgelegt haben und auf der Vorderkaiseralpe angelangt sind, so sind wir von dem Aufstiegs punkt weder nach rechts noch nach links abgewichen und oben auf derselben Linie angekommen, auf der wir unten abgegangen, woraus sich von selbst ergibt, daß der Weg sehr steil angelegt ist. Vorderkaiserfellen ist erst berühmt geworden, seitdem ein Unterkunfts haus mit Sommerbewirthschaftung von der Alpenvereinssektion Ruffstein dort eröffnet worden, ein Gasthaus, das einer Rast werth ist. Eine weite Aussicht auf das ferne Jnnthal eröffnet sich unsern erstaunten Blicken: tief zu unsern Füßen zwischen zwei nahe zusammengeschobenen finsternen Waldböhen leuchtet die „alte Ruffstein“, von grellen Sonnenstrahlen umgossen, herauf, und die Karthausen von Geroldsee dröhnen an den Wänden der Berge hin wie zur Zeit Kaiser Maximilians, des „letzten Ritters“, aber heute nicht zum blutigen Streit, sondern zu einem friedlichen und lieblichen Feste, denn soeben zieht unten der Cardinal Fürst-Erzbischof von Salzburg in ihre Mauern ein — es ist heute Firmungstag. Von Ruffstein hinauf verfolgen wir den mächtigen Jnnstrom, der als sonnenbeglänzt Band sich in graziosen Linien durch die mächtigen, zu beiden Seiten aufragenden Berge hindurchwindet, und gewaltige Schneeriesen, mit der heissen Löf fels spize als Hauptpunkt, schließen das herrliche Bild ab.

Aber noch harret die Naunspitze unser, und nach eingenommenem Frühstück beginnen wir wieder die  $\frac{3}{4}$  stündige Wanderung, deren Weg übrigens besser markirt ist, wie der bisherige, der noch auf eine mitteleidige Menschenhand wartet. Die Naunspitze ist die westlichste Spitze des Hinterkaiserstockes und von Norden aus, etwa von Niederdorf oder Ebbs, geradezu wie eine senkrecht aufstrebende Felsennadel anzusehen, die auch von der Südseite aus nicht ohne Schwierigkeit zu erreichen ist, da sie auch hier steil und felsig an einzelnen Partien geradezu zum „Krazeln“ herausfordert, was besonders beim Rückweg nicht gemüthlich ist. Eine kleine Gesellschaft, die uns so die Felsen herabklettern sah, hat auch in Folge dessen den Vormarsch aufgegeben. Die Spitze bietet für nur ganz wenige Personen Raum zum Stehen, und von hier aus bekamen wir nun eine bescheidene Einsicht in die Zerrissenheit und Zerklüftung des Kaisergebirges. Schwindelerregend schießt die Nadel nach Norden in einen unermeßlichen Abgrund ab, und nur am Boden stehend werden die meisten der Besteiger in die schauerliche Tiefe einen Blick zu werfen wagen, besonders wenn ein so heftiger Wind weht, wie heute. Und das ist erst der „Zahme“ Kaiser; der Rumpflatz aber für die sogenannten Bergferren, für die modernen Herren „Thoristen“, der „Wilde“ Kaiser, der in gigantischen, himmelanstrebenden Felsgebilden herüberstarrt, ist noch weit halbschrecklicher als dieser, aber deshalb eben von der Mode ausgejacht, der so Wenige widerstehen können und so Viele zum Opfer fallen.

Nachdem die Hauptstrapazen überstanden, in einem guten Unterkunfts hause ein gutes Mittagmahl einnehmen, das ist köstlich, und bei gut österreichisch gedöcktem Gulasch — gar so fett braucht es indessen nicht zu sein — und einem Schoppen reinen Tvolers vom Vorderkaiserfellenhause aus in die zerklüfteten und zerrissenen Räume des „Wilden Kaiser“ hineinschauen und dabei die Naunspitze behaglich verdauen, das ist ein Genuß! — Allein da das Wetter heuriger Jahres charaktervoll konstant bleibt und nach 6 oder längstens 12 Stunden Erheiterung wieder seine alte mürrische Physiognomie annimmt, so treibt auch

steht bereits, zur Mittagsstunde, ein dichter Nebel vor dem heftigen Winde einher, und im Nu sind die Spitzen des „Kaiser“ bedeckt. Wir beilen daher unsern Abstieg und nehmen einen andern Weg, den zum Weitenbauer hinab und hinaus durchs Kaiserthal. — Dieser Weg ist nun viel bequemer und bietet herrliche Einblicke in das tiefgeschchnittene Thal, das gegen Osten sich immer mehr und mehr zuspitzt und im hintersten Winkel dann am Fuße des Stripfenjochs, überragt von den mächtigsten Felskolossen, das hochromantisch gelegene Hinterbärenbad, dessen weiß-rothe Fahne lustig im Winde flattert, wie auf dem Präsentirteller uns darbietet. Nur ein hochgemuthetes, alpines Touristenherz ahnt und fühlt die Schönheit der Berge, auf denen — ein gutes Wirthshaus steht. Ja, hieher sollen unsere modernen Künstler kommen — die Armen! Und hier sollen sie ihre Studien machen, nicht nach Marquartstein fahren, um eine Gans abzumalen (schon eine mit Federn!), wie vor einigen Jahren geschehen, oder nach Kiefersfelden, die auf hochgespanntem Stricke ausgehängte Wäsche eines Cementarbeiters, umrahmt von den lieblichen Waldbergen der Kiefer und überragt vom majestätischen Brünstein.

Der Weg von der Neapelbank zur Sparchenmühle hinab ist wohl Manchem schon in lebhafter Erinnerung geblieben, zumal denen, die in modern gelbeledernen Stiefelchen dahin tänzeln und glauben, je leichter das Schuhwerk und je dünner die Sohlen, desto bequemer das Bergsteigen. Jetzt ist aber die höchste Zeit, das Wetter läßt sich nicht mehr aufhalten und wegdisputiren, und über dem „Böls“ bis hinüber zum „Bentling“ und hinaus zum „Brünstein“ haben sich die dichten, schwarzen Wolken bereits in langen Fäden hinunter aufgefrenst, und „unenblicher“ Regen ergießt sich da drüben in dicken Fasern herab auf die sattgetränkte Erde. In einem solchen Falle nimmt man gern den kürzesten Weg, und wir eilen deshalb wieder an die Ueberfuhr nach Kiefersfelden und dem Bahnhof zu, vor dem uns noch ein Gewitter erreichen sollte, das sich — und uns gewaschen hat. Wer die Moden mitmacht, der muß auch die Folgen davon mit in den Kauf nehmen, und nicht den ersteren sich ergeben und über die letzteren jammern.

Wir aber nehmen gleichwohl die großartigsten Eindrücke mit von all der Herrlichkeit, die wir gesehen, und die der Schöpfer so verschwenderisch in der Natur niedergelegt, uns zur Freude, sich aber zur Ehre. — Von Kiefersfelden aber — und das darf nicht verschwiegen werden — nahmen wir noch ein angenehmes Bild mit nach Hause, denn da der Zug uns noch 1 Stunde Aufenthalt gewährte, traten wir in die behagliche Schenkstube der „Marmorindustrie Kiefer“, woselbst bald darauf eine Anzahl Marmorarbeiter zur „Zause“ sich vereinigte, lauter jugendlich frische Gestalten in weißen Kitteln und weißen Mützen. Wir können nicht den Ausdruck unseres Erstaunens unterdrücken über den Anstand dieser Leute, denen, wie es scheint, quasi eine Aufsichtsperson beigeleitet war, die mit einem kaum vernehmbaren „st“ zwei von ihnen, die in eine etwas lebhaftere Conversation verfielen, sofort wieder zur vorigen ruhigen und doch heiteren Unterhaltung brachte. Respekt vor solchen Männern im Arbeitskittel und Respekt vor einer Direktion, die es versteht, einen solchen Ton unter ihren Bediensteten einzuführen und zu erhalten! Wir haben sehr bebauert, daß der Zug uns nicht länger gestattete, diese jungen Arbeiter mit Wohlgefallen zu betrachten, aber vergessen werden wir dieses Bild nicht.

## Nirge und Fortschritt.

Von Cardinalprimas Bazary von Ungarn.

In der Weltgeschichte gibt es keine Epoche, welche das Banner des „Fortschrittes“ so hoch geschwungen, die Kräfte der Natur mittelst der durch die Fortschritte der Vernunft erreichten Erfindungen so sehr beherrscht und ausgenützt hätte, wie unser Zeitalter.

Heute lesen wir gleichsam zweifelnd, daß man den Gelehrten, der dem König Ludwig XIV. von Frankreich einen Plan vorlegte, wie Schiffe durch Dampfkraft in Bewegung gesetzt werden können, für wahnsinnig erklärte, und daß der über sein Jahrhundert hinaussehende Mechaniker vergessen, verlassen im Spital verstorben ist.

Heutzutage kann ähnliches nicht mehr geschehen; werden doch selbst ungläublich scheinende — von der Menge mit spöttischem Lächeln aufgenommene — Erfindungen durch die Fachgelehrten sofort studirt, und hat sich früher alles stufenweise, langsam entwickelt, so wird heute die theoretische These durch Experimente praktisch nachgewiesen, eilig vervollkommenet und zur Förderung unserer materiellen Verhältnisse ausgenützt.

Eine Verächtigung, welche nicht verstummt, lautet dahin, daß das Christenthum, insbesondere aber der Katholizismus, ein natürlicher Feind des materiellen Fortschrittes sei, weil die alten, unabänderlichen Dogmen der Religion im Widerspruche ständen mit dem neuen, stets sich ändernden und mehrenden Fortschritt.

Gegenüber dieser Anklage erklären wir, daß wir den materiellen Fortschritt nicht nur nicht mißbilligen, sondern im Gegentheile billigen. Denn der materielle Aufschwung ist eine Bedingung und ein Erforderniß der geistigen Kultur; haben doch Wissenschaft, Kunst und Industrie nur bei solchen Nationen geblüht und blühen nur bei solchen Nationen, welche sich eines höheren materiellen Wohlstandes erfreut haben und erfreuen. Wir billigen ihn aber auch deshalb, weil er der Triumph der Vernunft über die Materie ist, der Triumph der Vernunft über die Lenkung und Ausnützung der unabänderlichen Gesetze der Naturkräfte. Wir billigen ihn schließlich, weil wir von Tag zu Tag die Worte der heiligen Schrift sich erfüllen sehen: „Gott hat dem Menschen Macht gegeben über das, was über der Erde ist.“

Wie sehr wir aber auch den Werth unseres materiellen Fortschrittes würdigen, blicken wir dennoch mit Bangigkeit auf jene traurigen Erscheinungen, welche sich in Begleitung unseres Fortschrittes unseren Augen offenbaren, und unwillkürlich müssen wir die Frage aufwerfen; ob nur die Wissenschaft und unser materieller Fortschritt die Basis ist, auf welcher unser öffentlicher Wohlstand ruhen kann?

Baron Joseph Cötövs erkannte mit seinem Scharfblick die Bedenken erregende Schwäche unseres Fortschrittes, als er die treffenden Worte sprach: „Unsere Zeit betrachtet sich ausschließlich als praktisch und verwendet ihre Thätigkeit auf die materielle Kultur; das, was hiemit nicht in Verbindung steht, würdigt sie gar nicht ihrer Beachtung.“ Und er hatte recht. Denn wir kümmern uns in der That außer dem materiellen Fortschritt sehr wenig um anderes, und so führt der Pfad, auf welchem wir vorwärts schreiten, bei all unserer Wissenschaft, bei all unserem materiellen Fortschritt nicht zum gesellschaftlichen Wohlstande. Im Gegentheile, dieser Fortschritt kann den verkehrten und naturwidrigen Zustand hervorrufen, daß nicht die Vernunft die Materie sich dienstbar macht, sondern

umgekehrt die Materie die Vernunft, das Gemüth, das Herz beherrscht. Und so kann es sich als wahr ergeben, was Rousseau und seine Gesinnungsgenossen schon vor einem Jahrhundert verkündet haben: „Das menschliche Geschlecht hat durch die Kultur mehr verloren, als es gewonnen hat, und was wir Fortschritt nennen, ist eigentlich unser moralischer Untergang.“

Die Wissenschaft an sich ist nicht fähig, den gesellschaftlichen Wohlstand zu sichern und zu erhalten; zur Sicherung, zur Erhaltung dieses Wohlstandes ist die Mitwirkung aller, oder zumindest der großen Mehrheit, notwendig. Es ist wahr, daß Verstand und Vernunft das gemeinsame Eigenthum und der gemeinsame Schatz der ganzen Menschheit sind; es ist aber auch wahr, daß heute nicht mehr jedermann die Früchte der Wissenschaft insbesondere von deren heute schon so hohem und weitverzweigtem Baume pflücken kann. Ich spreche nicht von der Allgemeinheit der Wissenschaft, denn diese besitzt kein Mensch in der ganzen Welt, sondern ich meine die einzelnen Zweige der Wissenschaft, welche ebenfalls nur wenige erreichen können, theils deshalb, weil wir nach den Worten des Evangeliums nicht gleichermaßen die Talente erhielten, theils deshalb, weil wir mit Rücksicht auf unsere gesellschaftlichen Verhältnisse unsere Zeit auf anderes verwenden müssen. Der Gewerbetreibende, der den größten Theil des Tages in seinen Geschäftslokalitäten oder in seiner Werkstätte zubringt, oder der Ackerbau-treibende, der durch seine physische Kraft für uns das tägliche Brod beschafft, können sich nicht mit Wissenschaft befassen. Der große Kern der Menschheit war nie gelehrt, er ist es auch in dem Zeitalter des heutigen staunenswerthen Fortschrittes nicht. Die Statistik nimmt die Zahl der auf Erden lebenden Menschen auf sechzehnhundert Millionen an; supponiren wir, daß von diesen jeder hundertste Mensch ein Gelehrter ist, wenn er es ist! Neunundneunzig sind es nicht.

Vorausgesetzt, daß der größte Theil der Menschheit oder jedermann gelehrt wäre, oder sein könnte, bleibt noch immer die Frage, ob die Wissenschaft zur Förderung des öffentlichen Wohlstandes genüge? Die traurigen Beispiele der Geschichte beweisen, daß Menschen von glänzenden Fähigkeiten, aber düsterem Gemüthe wahrhaftige Geiseln für die Gesellschaft waren. Die hohe Intelligenz und der materielle Fortschritt, welche wir in unseren Tagen so sehr anstreben und hinsichtlich welcher wir es zu einer hohen Stufe gebracht haben, besitzen wenig Werth, wenn sie mit Vernachlässigung der Herzensbildung, ja sogar zum Nachtheile dieser erreicht werden.

Es wäre eine erschreckende und zur Verzweiflung bringende Erscheinung, wenn wir nach dem Beispiele einzelner verschwundener Nationen in dem Maße, in welchem wir materiell steigen, moralisch sinken würden. Wenn wir auch in moralischer Beziehung nur mit halb so viel Eifer gestrebt hätten, parallel mit der materiellen Entwicklung fortzuschreiten, würden auf dem Gebiete unseres gesellschaftlichen Lebens nicht so viel giftige Pflanzen wachsen, für welche es früher keinen Boden gegeben hat. Der materielle Fortschritt macht unser Leben wohl bequemer und genußreicher, er birgt aber auch zugleich die große Gefahr, daß nahezu in jedermann unstillbares Verlangen erweckt wird. Daher kommt es, daß unserer Ansicht nach der Reichtum, den wir besitzen, ein geringer, die Größe, welche wir erreicht haben, eine niedrige, die Freiheit, in welcher wir uns bewegen, eine beschränkte ist, und daß

wir nicht stufenweise, sondern rapid das Materielle anstreben, ohne hinsichtlich der Mittel wählerisch zu sein.

Wir blicken mit Bedauern und Theilnahme in die Vergangenheit, weil unsere Vorfahren die Vorzüge der Gegenwart nicht gekannt und nicht genossen haben; — deshalb sind wir aber doch nicht zufrieden — unserer Ansicht nach ist unsere Zeit auch heute noch arm, und in der Zukunft liegt alle Hoffnung. Und für diese eingebildeten, unübersehbaren, vielleicht unerreichbaren Genüsse und irdischen Güter werden nicht selten die unvergleichlich kostbareren moralischen Güter der Religion, des Gewissens, der Pflicht, das ist die Treue, das Vertrauen und die Freiheit aufs Spiel gesetzt, wie dies schon Celsus erfahren hat: „Ubi divitiae charae habentur, ibi omnia vilia sunt: fides probitas, pudor, pudicitia.“

Nach Montesquieu ist die Basis des Staates die Tugend, ohne diese ist keine gemeinsame Thätigkeit der Geister, kein gemeinsames Fühlen der Herzen, nicht die zusammenhaltende Einheit der Gesellschaft denkbar, welche die unüberwindliche Kraft der Nation, des Staates bildet.

Das mächtige Gebäude der Kultur, welches Vernunft, Fleiß, Geschicklichkeit und Kraft in so kurzer Zeit schufen, ist wohl eine ansehnliche und stolze Schöpfung, es wird aber nur dann bleibend und fest sein, wenn es über eine sichere Basis verfügt, wenn die Klammern stark sind, welche seine Theile verbinden. Diese Basis: die Tugend, diese Klammern: die gegenseitige Liebe, Toleranz, Gehorsam, Wohlthätigkeit u. s. w., kann jedermann, gelehrt oder ungewissen, arm oder reich, erwerben; ich sage nicht, daß er es leicht thun kann, denn da wäre es ja keine *virtus*. Deshalb leisten wir nach Epiktet dem Vaterlande nützlichere Dienste, wenn wir die Herzen seiner Bürger veredeln, als wenn wir hohe Gebäude errichten, es ist vortheilhafter für das Vaterland, wenn große Seelen unter niederen Dächern wohnen, als wenn Sklavenseelen sich in hohen Gebäuden verbergen.

Die harmonische Bildung des Geistes und des Herzens ist der einzige Punkt, auf welchem das ungestörte Gleichgewicht des Individuums wie der Gesellschaft ruht. All unser Streben muß daher gerichtet sein, daß die Mitglieder der Gesellschaft infolge der Bildung und Pflege der ihrer Stellung entsprechenden intellektuellen und moralischen Kräfte sich an eine lebenskräftige, geistig und moralisch zweckdienliche Thätigkeit gewöhnen und durch einen edlen inneren Werth, sowie durch die hieraus fließende edle Thätigkeit einer ernstern, nützlichen, heilsamen und ausdauernden Arbeitsamkeit fähig werden.

Die Geltendmachung dieser Tendenz, welche die ermutigende Kraft unserer Zukunft, die mächtige Stütze unseres Bestandes und das sichere Unterpfand unseres Blühens und Gedeihens ist, möge, so wie sie es in der Vergangenheit war, auch künftighin das Hauptbestreben und Hauptziel unserer Gesellschaft sein; das heißt, die Entwicklung der Vernunft möge sich mit der Bildung des Herzens derart vereinen, daß die zwei verschiedenen Lichtstrahlen der Vernunft — jener der natürlichen, wie auch der des Glaubens, das ist der übernatürlichen Vernunft einander in einem Brennpunkte begegnen, und dieser Brennpunkt sei der, welcher von sich sagte: „Ich bin die Leuchte der Welt.“ Denn auch nach dem heiligen Thomas von Aquino: „Die Wissenschaft Christi reißt die menschliche Wissenschaft nicht nieder, sondern erleuchtet sie.“

# Schach.

## Augsburger Schachblatt.

[Alle Rechte vorbehalten.]

### Nachrichten aus der Schachwelt.

England. — Im September c. fand im Hôtel Imperial zu Bristol ein interessantes Amateurtournier statt, an welchem sich eine Reihe der besten Spieler Süd-Englands, wie Atkins, Blake, Gunston, Jakobs, Lambert, Jones und Rumboll beteiligten. In der ersten Klasse erstritt Atkins den ersten, Blake den zweiten Preis; in der zweiten Klasse fiel der erste Preis an Miss Rudge, in der dritten an Mr. Corke.

Australien. — Im Turnier um die Vorkämpferschaft von New-Süd-Wales zu Melbourne gewann der unermüdete Esling (ein geborener Hannoveraner) bei 20 Teilnehmern mit 17:1 den ersten Preis. Zweiter wurde Tullidge mit 14:4, dritter Hodgson mit 14:4.

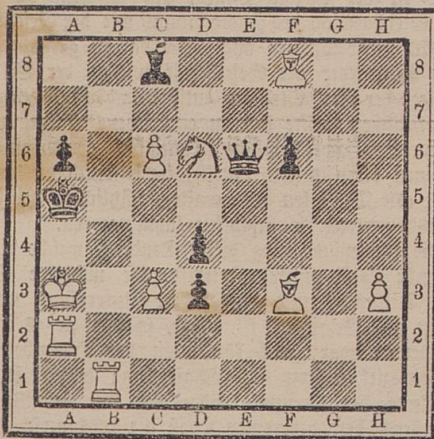
Augsburg. — (Schach-Rendezvous.) Im „Café Augusta“ finden Freunde des Schachs auch an den Sonntagen Nachmittags stets Gelegenheit zur Pflege desselben, was unseren Lesern hiedurch zur gefälligen Kenntniss dienen möge.

### Nekrolog.

Die britischen Schachfreunde haben den Verlust eines ihrer rührigsten Amateurs zu beklagen. Am Montag den 14. September ds. Js. ist nämlich zu Hull der Kaufmann Edward Freeborough einem wiederholten Schlaganfall erlegen. Derselbe war am 18. August 1830 zu Hull geboren und betrieb das Schach seit früher Jugend. Er war nicht nur ein sehr starker praktischer Spieler, sondern auch ein sehr gewandter Schachschriftsteller, in welcher letzterer Eigenschaft er zwei durch ihre leichtfassliche und klare Darstellung rühmtenwerthe Werke über Spiel-Eröffnungen und -Endungen bearbeitete. Der englischen Schachzeitung „The British Chess Magazine“ lieferte er lange Jahre überaus schätzbare Beiträge. Auch mit Schachproblemen beschäftigte sich Freeborough nicht ohne Erfolg, wie die nachstehende geistvolle Schachaufgabe beweist. In seinem persönlichen Umgang von den liebenswürdigsten Formen, wird der Verlust dieses hingebenden Schachfreundes von seinen Landsleuten mit Recht tief empfunden.

#### Aufgabe Nr. 4.

Von E. Freeborough in Hull †.  
Schwarz.



Weiss.

Weiss zieht an und setzt in vier Zügen mat

### Briefkasten.

An die Herren Löser von Aufgaben: Wir erlauben uns hiemit darauf aufmerksam zu machen, dass eine Lösung nur dann als vollständig bezw. richtig erachtet werden kann, wenn dieselbe alle Hauptvarianten der betref. Aufgabe angibt. Die eingegangenen Lösungen der obigen Aufgabe — Nr. 1 — waren grösstentheils mit dem Mangel behaftet, dass sie die schwierig zu findende Variante A nicht

enthielten. Es wird daher gebeten, die Lösungen künftig möglichst vollständig wiederzugeben.

#### Partie Nr. 5.

Nachstehend geben wir eine weitere Partie aus dem wechselreichen Turnier zu Budapest.

### Spanische Partie.

Gespielt am 14. Oktober 1896.

Züge	Weiss: Janowski (Paris).	Schwarz: Winawer (Warschau).	Züge	Weiss: Janowski (Paris).	Schwarz: Winawer (Warschau).
1	e2-e4	e7-e5	12	Lc1-a3	Dd8-c7
2	Sg1-f3	Sb8-c6	13	Dd1-f3	Lf6xc3
3	Lf1-b5	Sg8-f6	14	d2xc3	b7-b6
4	0-0	Sf6xc4	15	Df3-f4	c6-c5
5	Tf1-e1	Sc4-d6	16	Df4-h6	f7-f5(c)
6	Sf3xe5	Sc6xe5	17	Ld3-c4†(d)	Tf8-f7
7	Te1xc5†	Lf8-e7	18	Lc4xf7†	Kg8xf7
8	Lb5-d3(a)	0-0	19	Dh6xh7†	Kf7-f8
9	Sb1-c3	Le7-f6	20	Dh7xg6(c)	Lc8-b7
10	Te5-c3	g7-g6(b)	21	Ta1-e1	Sd6-f7
11	b2-b3	c7-c6	22	Te3-g3	Aufgegeben.

a) Ein nicht zu unterschätzender Angriffszug.

b) Bei diesem und dem nächsten Zuge ist der sonst so findige Winawer von einer Art Schachblindheit befallen, welche ihm die heimtückischen Absichten seines Gegners vollständig entgehen lässt. Es musste hier oder wenigstens im 11. Zuge Tf8-e8 geschehen.

c) Gegen die Drohung Te3-h3 gibt es keine andere Deckung; Sd6-e8 scheidet an 17. Ld3xg6 nebst Fe3-e7 oder Te3-h3.

d) Hübsch gespielt, auf 17. Sd6xc4 folgt 18. Te3-e7.

e) Hier hätte 20. Te3-e7 noch schneller entschieden.

#### Auflösung der Aufgabe Nr. 1 in Nr. 36:

- A.  
1) Sg2-f4 Sf5xg2 1) ..... 1) .....  
2) Lb8xd6 Le7xf6 2) ..... Le7xd6 2) ..... e3xd2  
3) b2(d2)xc3† 3) Df6xd6† 3. Df6xc5†

- B.  
1) ..... Td6xf6 oder Td6-e6 oder Le7-f8(d)  
2) Sa5-b3† Kd4-c4  
2) a2-d3†

- C.  
1) ..... e3(c3)-e2(c2) oder e3(3)>d2(b2) oder Td6-c6.  
2) Df6xc5† Kd4xc5  
3) Sa5-c6†.

- D. E.  
1) ..... Le7xf6 1) ..... Td6-a6(e6)  
2) Lb8-a7† Td6-b6 2) d2xc3† Kd4-c5  
3) La7xb6† 3) b2-b4†.

Richtige Lösungen gingen ein von: R. H. in L.; Bilger, Gottmadingen (Baden); J. Finkl, Grossschönenfeld; N. B. in W.; E. Weber in Munningen; O. Linse, Grossschönach (Baden); B. Wachter Bürgermeister, Harbatzhofen; sodann von M. A., H. Häusler, G. Kunstmann und O. Mayinger in Augsburg, sowie B. Beyer in Kaufbeuren (auch Partie Nr. 1).

Anlässlich der uns namentlich auch von auswärtigen Schachfreunden wiederholt zugegangenen Briefe, worin die Freude über unser in's Leben gerufenes „Schachblatt“ in liebenswürdig anerkennenden Worten sich kundgibt, glauben wir eine angenehme Pflicht zu erfüllen, indem wir hiemit für die freundlichen Wünsche bestens danken!

Gleichzeitig ersuchen wir unsere Schachfreunde, durch fleissige Einsendung der Lösungen unserer Aufgaben, sowie durch Uebermittlung von Allem, was auf das Schach Bezug hat, ihr Interesse auch ferner bekunden zu wollen und erblicken wir hierin die schönste Anerkennung für unsere Bemühungen. — Mit schachfreundlichem Grusse!

Die Redaction des „Augsburger Schachblatt“.

Alles auf das Schach Bezügliche ist ausnahmslos zu adressiren: „An die Redaction des Augsburger Schachblatt — Café Augusta — Augsburg.“